

Denken an der Grenze. Foucaults Archäologie des philosophischen Diskurses

Peter Grönert*

Foucault, Michel, 2024: *Der Diskurs der Philosophie*, Berlin.

Das Buchmanuskript *Der Diskurs der Philosophie* (im weiteren DdP) aus dem Nachlass von Michel Foucault, das 2023 erstmalig veröffentlicht wurde und 2024 auf Deutsch erschienen ist, stellt einen faszinierenden Text dar, der ein neues Licht auf Foucaults Gesamtwerk wirft. Und dies insbesondere in zwei Hinsichten. Die erste Hinsicht kann folgendermaßen erläutert werden: Foucault hat das Manuskript 1966 verfasst, also im Jahr des Erscheinens von *Die Ordnung der Dinge* (im weiteren OdD) und zwei Jahre vor der Veröffentlichung von *Archäologie des Wissens* (im weiteren AdW). In diesen beiden Büchern versucht Foucault zum ersten Mal, das intellektuelle Projekt historisch einzuordnen und programmatisch zu fassen, das er seit Anfang der 1960er Jahre – und seit den 1970er Jahren in einer genealogisch und machtkritisch reformulierten Form bis zum Ende seines Lebens – verfolgt hat. In DdP vertieft und ergänzt er diese Selbst-Charakterisierung seines Denkens in einer entscheidenden Hinsicht, nämlich in Bezug auf sein Verhältnis zur Philosophie, insbesondere der neuzeitlichen Philosophie. Die andere Hinsicht ist diese: Gerade weil Foucault in DdP sein Projekt auf der Ebene philosophischen Denkens definiert, wird hier ein Problem dieses Projektes deutlich, das in OdD und AdW unsichtbar bleibt: Es läuft Gefahr, sich in die Aporie einer Selbst-Objektivierung von Diskurs zu verstricken, die es gerade als das zentrale Problem des modernen Denkens – der modernen Humanwissenschaften und der modernen Philosophie – zu exponieren versucht. Die genealogische und machtkritische Reartikulation dieses Projektes, die Foucault seit Anfang der 1970er Jahre in Angriff genommen hat, lässt sich auch gerade als ein Versuch verstehen, es in einer Weise durchzuführen, die die Wiederkehr der fraglichen Aporie verhindert.

* Peter Grönert, Universität Leipzig
ORCID: 0000-0003-4109-5619, Kontakt: p.groenert@gmx.de

1. Philosophie als Diskurs

Im *Diskurs der Philosophie* geht Foucault von der Bestimmung von Philosophie als Diskurs eines bestimmten Typs aus. Philosophie als Diskurs zu betrachten, heißt dabei, sie als Gesamtheit konkreter Aussagen zu verstehen – d. h. von sprachlichen Äußerungen, die von bestimmten Individuen an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit gemacht wurden – deren Produktion, Reproduktion und Verkettung spezifischen impliziten Normen gehorcht. Philosophie wird hier also nicht inhaltlich durch ihre Themen und Fragen charakterisiert, nicht dadurch, was ihre Aussagen sagen, sondern wie sie es sagen.

Philosophie ist für Foucault ein spezifisch selbstreflexiver Diskurs – ein „Diskurs des Diskurses“ (Foucault 2024: 77) – nämlich ein solcher, in dem die beiden grundlegenden Dimensionen von Diskurs in charakteristischer Weise miteinander artikuliert sind (ebd.: 23 ff.): Die erste dieser Dimensionen betrifft eine konkrete Aussage, insofern mit ihr ein objektiver Wahrheitsanspruch erhoben wird. Als Ausdruck eines objektiven Wahrheitsanspruches ist eine Aussage von ihrem konkreten Kontext, vom Ort und Zeitpunkt ihres Erscheinens, unabhängig, d. h. sie kann von beliebigen Sprechern überall und immer wiederholt werden. Im Gegensatz dazu betrifft die andere grundlegende Dimension des Diskurses die Aussage, insofern sie in einen bestimmten Kontext, eine bestimmte Äußerungssituation, eingebettet ist. Dabei geht es aber nicht um die Umstände der Äußerung, insofern sie ein äußeres Merkmal des Diskurses sind, sondern insofern die Aussage selbst auf sie hinweist. Foucault drückt das so aus, dass seine diskurstheoretische Perspektive nicht auf die mit der Formulierung einer Aussage synchronen Umstände zielt, sondern auf diejenigen, die mit ihr ‚isochron‘ sind (ebd.: 24). Während also eine Aussage kraft ihres objektiven Wahrheitsanspruches eine Tatsache oder einen Gegenstand in einer Weise zu erfassen versucht, die von jedem besonderen Standpunkt, jeder raumzeitlichen Verortung des Subjektes, unabhängig ist, besteht die kontextgebundene Signifikanz einer Aussage gerade darin, dass die Elemente der Äußerungssituation (der Ort und die Zeit, an der sie gemacht wird; die Identität des Sprechers) im Verhältnis zur Aussage als raumzeitlich und kausal situierte Äußerung bestimmt werden. Das wird besonders deutlich an der spezifischen Kategorie von sprachlichen Zeichen, durch die diese Dimension der Äußerungsbedeutung explizit gemacht werden (ebd.: 24 f.). Dabei handelt es sich um sogenannte token-reflexive Ausdrücke, wie ‚ich‘, ‚du‘ und den Satztempus. Während die Zeichen, die zur Artikulation des objektiven Wahrheitsanspruches der Aussage dienen, sich auf einen Gegenstand beziehen, insofern dieser eine bestimmte Beschreibung oder einen bestimmten Begriff erfüllt, bezeichnet ein token-reflexiver Ausdruck einen Gegenstand als etwas, das in einer spezifischen raumzeitlichen oder kausalen Beziehung zu der in der betreffenden sprachlichen Äußerung erscheinenden materiellen Instanz – dem Token – des Ausdrucks steht.

Der philosophische Diskurs versucht, sein eigenes Wesen als Diskurs – wie in ihm die beiden genannten konstitutiven Dimensionen von Diskurs verknüpft sind – in Form eines objektiven Wahrheitsanspruches zu erfassen. Dabei soll sich Foucault zufolge dieser Wahrheitsanspruch dadurch selbst rechtfertigen, dass er beschreibt, wie die situative

Einbettung des Diskurses, der ihn erhebt, diesen Diskurs gerade dazu qualifiziert, die betreffenden (objektiven) Wahrheiten zu erfassen. Darin ist impliziert, dass im philosophischen Diskurs die token-reflexive Dimension seinem objektiven Wahrheitsanspruch in der Weise untergeordnet ist, dass die der token-reflexiven Selbstbezugnahme des Diskurses zugrundeliegende objektive Wahrheit ans Licht gebracht wird und damit auch, unter welche allgemeine begriffliche Bestimmung ein Gegenstand, *qua* token-reflexiv angezeigtem Gegenstand, fällt. Dieser Aspekt philosophischen Diskurses wird unter anderem in der für diesen charakteristischen Nominalisierung token-reflexiver Ausdrücke, wie z. B. ‚das Ich‘ oder ‚das Jetzt‘, deutlich.

Foucaults gerade erläuterte diskursheoretische Charakterisierung der Philosophie soll sich auf diese als eine Form von Diskurs beziehen, die in der europäischen Kultur seit ihren griechischen Anfängen eine wesentliche Rolle gespielt hat. Zugleich analysiert er sie aber ausgehend von ihrer gegenwärtigen Gestalt, d. h. in der Gestalt, die sie seit Descartes angenommen hat. Dies entspricht seinem Ansatz einer *Diagnose der Gegenwart* – auf den ich im letzten Teil dieser Besprechung eingehen werde – demzufolge wir bei der Untersuchung von Diskursen und Institutionen von unserem zufälligen Standort in ihrer Geschichte ausgehen müssen. Damit wendet Foucault sich auch gegen die Weise, wie die moderne Philosophie charakteristischerweise, z. B. bei Hegel und Heidegger, ihre eigene Geschichte thematisiert, nämlich in Form eines Narrativs, das die Entwicklung der Philosophie von ihrem Ursprung bis zu ihrer Vollendung (oder ihrem ultimativen Scheitern) totalisiert.

2. Die Aporie des philosophischen Diskurses

Die zentrale These von DdP ist diese: Philosophie als ein spezifisch selbstreflexiver Diskurs – nämlich als ein Diskurs, der sich hinsichtlich seines objektiven Wahrheitsanspruchs selbst begründet – scheidet notwendig, da sie sich unvermeidlich in eine Aporie verstrickt. Diese Aporie ergibt sich daraus, dass der Selbstbegründungsanspruch des philosophischen Diskurses mit seiner situativen Einbettung, genauer gesagt mit seinem token-reflexiven Selbstbezug, inkompatibel ist. Die situative Einbettung eines Diskurses, die Umstände und der Zeitpunkt seines Erscheinens, beschränken, was (welche Tatsachen und Gegenstände) in ihm thematisiert werden können. Doch kann diese Beschränkung gerade nicht selbst in dem betreffenden Diskurs beschrieben, d. h. durch objektive Wahrheitsansprüche erfasst werden. Denn um diese Schranke zu spezifizieren, muss auch das, was durch sie ausgeschlossen wird, bestimmt werden, so dass der Diskurs das beschreiben müsste, was er auf Grund seiner situativen Einbettung gerade nicht beschreiben kann (ebd.: 266 f.). So muss es dem philosophischen Diskurs misslingen, seine token-reflexive Selbstbezugnahme in Form objektiver Wahrheitsansprüche zu rekonstruieren (worin ja gerade der Kern seiner Selbstrechtfertigung bestehen würde).

Gemäß seiner Strategie einer *Diagnose der Gegenwart* buchstabiert Foucault den aporetischen Charakter des philosophischen Diskurses nur für seine neuzeitliche Gestalt aus.

Dabei geht er davon aus, dass die grundlegenden Modi der neuzeitlichen Philosophie, wie sie in ihrer Geschichte nacheinander in Erscheinung treten, von vornherein durch die für sie konstitutive diskursive Konstellation festgelegt sind (ebd.: 124 f.). Dementsprechend wird in DdP gezeigt, dass der Diskurs der neuzeitlichen Philosophie unvermeidlich zu einer Aporie führt, indem dies für jeden dieser Modi nachgewiesen wird. Foucault unterscheidet zwei Grundmodalitäten dieses Diskurses – *Enthüllung und Manifestation* –, die die neuzeitliche Philosophie vor und nach Kant kennzeichnen.

Foucault betont, dass diese beiden Grundmodalitäten insofern gleichursprünglich sind, als sie beide von vornherein in der konstitutiven Bestimmung des neuzeitlichen philosophischen Diskurses angelegt waren. Doch beschreibt Foucault das wechselseitige Verhältnis zwischen dem Enthüllungs- und dem Manifestationsparadigma so, dass es gerade nicht als Zufall erscheint, dass Letzteres historisch auf Ersteres folgt. Gemäß dieser Beschreibung geht das Enthüllungsparadigma dadurch in das Manifestationsparadigma über, dass Ersteres selbstreflexiv wird und damit seine charakteristische Naivität (siehe unten) überwindet. Während in der klassischen neuzeitlichen Philosophie eine bestimmte Konzeption des Denkens und seines Bezugs zur Wirklichkeit als selbst-evident vorausgesetzt wird, akzeptiert der post-kantische philosophische Diskurs eine solche Konzeption nur dann, wenn verständlich gemacht werden kann, wie das Wissen möglich ist, das sie zu artikulieren beansprucht und insbesondere wie dieses Wissen unter den gegebenen historischen Umständen in unserem Diskurs erscheinen kann. Doch gerade mit dieser selbstreflexiven Wende des philosophischen Diskurses in der Moderne – deren erste Gestalt die kritische Wende Kants ist – tritt die Aporie zutage, die, wie oben angedeutet, den philosophischen Diskurs als solchen charakterisiert. In der Perspektive einer kritischen Reflexion dieses Typs wird die Verbindung zwischen den beiden grundlegenden Dimensionen von Diskurs – der Dimension konkreter sprachlicher Äußerungen und der möglicher Tatsachen oder objektiver Wahrheiten – im Diskurs selbst hergestellt oder konstituiert. Demnach ist die Voraussetzung von Diskurs, dass die Formen seiner Aussagen die möglicher Tatsachen und die Formen seiner Bezugnahme auf Gegenstände die der Gegenstände selbst sind, lediglich ein funktionales Erfordernis des Diskurses. Dadurch, dass diese Voraussetzung ausdrücklich Gegenstand der Reflexion wird, wird sie zugleich suspendiert (ebd.: 155 ff.). Daraus ergibt sich insofern ein Widerspruch, als wir die objektive Gültigkeit dieser Voraussetzung als Teilnehmende am Diskurs, insbesondere als Subjekte von Wahrheitsansprüchen, notwendig unterstellen müssen. Die Aporie des philosophischen Diskurses erscheint hier also als Widerspruch zwischen zwei Perspektiven auf Diskurs: Zum einen der Perspektive seiner Teilnehmer:innen, in der die Formen des Diskurses als objektiv gültig, d. h. als Formen möglicher Tatsachen und Gegenstände gelten, und zum anderen der Perspektive auf Diskurs als ein empirisches Objekt eines Meta-Diskurses, in dem diese Formen lediglich den Status eines historischen *A priori* haben, das die Bedingungen festlegt, unter denen etwas Gegenstand oder Inhalt einer spezifischen, kontingenten diskursiven Praxis werden kann.

So stand die moderne, post-kantische Philosophie vor der Aufgabe, den Widerspruch zwischen diesen beiden Perspektiven zu überwinden oder aufzuheben. Die für sie nach

Foucault leitende Begründungsfigur der Manifestation dient genau diesem Ziel. Während für die Philosophie der *Enthüllung* der Wahrheitsbezug von Diskurs immer schon in seinem Wesen als eines universalen Repräsentationsvermögens gegeben ist, so dass die spezifischen Umstände, unter denen es in einem konkreten Diskurs aktualisiert wird, für seinen Wahrheitsbezug unwesentlich sind, versucht die post-kantische Philosophie einen Diskurs zu halten, der gerade durch seinen besonderen Kontext, durch die einzigartige Position, die er in der Geschichte des Denkens oder der Kultur einnimmt, den grundlegenden Wahrheitsbezug des Diskurses zum ersten Mal unverzerrt *manifestiert* (ebd.: 140). Damit würde sie den Widerspruch zwischen der transzendentalen Rolle von Diskurs als Eröffnung des Zugangs zur Totalität objektiver Wahrheiten und seiner konkreten empirischen Realität als Gesamtheit sprachlicher Äußerungen, die in einem bestimmten historischen Kontext gemacht wurden, aufheben. Diese Zielsetzung der post-kantischen Philosophie wird besonders am hegelmарxistischen Begriff der *Entfremdung* und ihrer Überwindung, der ‚Ent-Entfremdung‘, wie Foucault sie bezeichnet, deutlich (ebd.: 139 f.). So besteht die Ent-Entfremdung gerade darin, dass ein Diskurs das artikuliert, was durch seine spezifische historische Position von seinem kognitiven Horizont ausgeschlossen ist, so dass die äußere Schranke seines Horizontes in eine innere Grenze transformiert wird, und dadurch sein historisches *Apriori* in ein universales verwandelt wird. Foucault versucht, zu zeigen, dass die dem Manifestationsparadigma folgende Strategie der Selbstrechtfertigung des philosophischen Diskurses scheitern muss, weil die empirische und die transzendente Perspektive auf Diskurs miteinander *prinzipiell* unvereinbar sind. So erfordert diese Strategie es, dass der philosophische Diskurs sich zugleich token-reflexiv als der philosophische Diskurs bestimmt, der im *gegenwärtigen* historischen Moment auftritt, als auch objektiv als eine Form des Denkens, die in der Totalität möglicher Formen des Denkens (und des Seins) als diejenige Form konstituiert ist, die diese Totalität artikuliert. Doch der philosophische Diskurs als token-reflexiv angezeigtes empirisches Phänomen, das an einem bestimmten Punkt der Welt und der Geschichte auftritt, kann nicht in dieser Weise mit seiner transzendentalen Bestimmung als Eröffnung der Totalität objektiver Wahrheiten gleichgesetzt werden. Eine solche Gleichsetzung kann nur willkürlich sein, da vom Standpunkt des gegenwärtigen Diskurses sein Horizont notwendig auch dann als die Totalität objektiver Wahrheiten erscheinen würde, wenn ein neuer Diskurs entstehen könnte, in dem sich dieser Horizont als äußerlich beschränkt erweisen würde (ebd.: 141 f.).

Foucault hat das Manuskript von DdP im Sommer und Herbst 1966, also im Jahr des Erscheinens von OdD, verfasst. Es liegt daher nahe, anzunehmen, dass es wesentliche Berührungspunkte zwischen beiden Texten gibt. Tatsächlich ist die Entwicklung, die in OdD dargestellt wird, nämlich die (Vor-)Geschichte der modernen Humanwissenschaften, genau parallel, einschließlich ihrer periodischen Skandierung, zu derjenigen, welche DdP beschreibt. Bei näherer Betrachtung wird überdies deutlich, dass es sich hier nicht einfach nur um zwei korrespondierende Narrative handelt, sondern um dieselbe historische Entwicklung, die in beiden Büchern jeweils unter einem anderen Aspekt thematisiert wird. In OdD bestimmt Foucault den Gegenstand seiner historischen Untersuchung

als *Episteme* (Foucault 1974: 24). Dabei versteht er unter Episteme die Weise, wie in einer bestimmten Epoche in der Geschichte einer Kultur der Bezug des Diskurses oder Denkens zur Welt thematisiert und erfahren wird, d. h. die in der betreffenden Epoche implizit vorausgesetzte Konzeption propositionalen Wissens. Sowohl in OdD als auch DdP charakterisiert Foucault die die europäische Kultur vom 17. bis zum 20. Jahrhundert prägende Episteme als Versuch, Diskurs hinsichtlich seines Wahrheitsbezugs zum Objekt von Diskurs und damit zum Objekt propositionalen Wissens zu machen. Während er in OdD die Entwicklung der Selbstthematization von Diskurs auf der Ebene empirischer Wissensansprüche verfolgt, analysiert er sie in DdP auf der Ebene philosophischer Reflexion. In beiden Büchern unterscheidet er zwei Hauptperioden in dieser Entwicklung zwischen dem 17. und dem 20. Jahrhundert, nämlich zum einen die Zeit der Aufklärung oder Klassik von Descartes bis Kant und zum anderen die Moderne, die sich von Kants kritischer Revolution bis ins 20. Jahrhundert erstreckt. Doch während er in OdD vor allem den Bruch zwischen diesen beiden Phasen in der Geschichte der europäischen Episteme betont, geht es ihm in DdP vor allem darum, ihren inneren Zusammenhang zu beleuchten (Foucault 2024: 124 f.). So ergibt sich für ihn in DdP, wie oben gesehen, der moderne philosophische Diskurs aus einer reflexiven Rückwendung der klassischen Form auf sich selbst. Allerdings ist ein entsprechendes Verhältnis zwischen Klassik und Moderne auch in OdD erkennbar. Auch hier wird die Klassik durch eine Auffassung von Diskurs und begrifflichem Denken als universalem Repräsentationsvermögen gekennzeichnet und damit durch eine wesentlich nicht-selbstreflexive Sicht auf sie. So sieht Foucault in OdD Velázquez' berühmtes Bild *Die Hoffräulein* gerade insofern als ein Sinnbild der klassischen Episteme, als in ihm eine Szene der Repräsentation (die Anfertigung eines Porträts von König Philipp IV und seiner Frau Marianna) so dargestellt wird, dass die eigentliche Repräsentationsbeziehung in ihren verschiedenen Dimensionen – das Verhältnis des Bildes respektive zu seinem Modell, seinem Betrachter und zum Maler – das selbst *unsichtbare* Zentrum des Bildes ausmacht (Foucault 1974: 31 ff., 372 ff.). Schließlich beschreibt er auch in dem früheren Buch das Verhältnis der klassischen zur modernen Episteme so, dass in letzterer die klassische Konzeption begrifflichen Denkens als universales Repräsentationsvermögen dergestalt erweitert wird, dass dieses Vermögen und die Position seines Subjektes für dieses selbst zum Objekt wird. Auch die Aporie, die sich aus dieser Selbst-Objektivierung des Diskurses ergibt, wird in beiden Büchern analog charakterisiert, nämlich als Widerspruch zwischen einer empirischen und einer transzendentalen Perspektive auf Diskurs, die er in OdD mit der Figur der *empirisch-transzendente Dublette* fasst (ebd: 384 ff.). Entsprechend des spezifischen Fokus von OdD werden hier die Konsequenzen dieser Aporie vor allem in Bezug auf einen empirischen Diskurs, nämlich in Bezug auf die Humanwissenschaften beleuchtet. So ergibt sich gemäß OdD die empirisch-transzendente Dublette, der Mensch der Humanwissenschaften, daraus, dass mit den modernen Humanwissenschaften ein empirischer Diskurs die Position des philosophischen Diskurses, insbesondere eines transzendentalen Diskurses, usurpiert, wodurch die intellektuellen Monstrositäten – Psychologismus, Soziologismus, Biologismus usw. – entstehen, die bis heute ein hybrides Diskursfeld bilden,

in dem sich Philosophie und Humanwissenschaften überlagern (ebd.: 385 ff., 425 f.). So wird die in DdP diagnostizierte Krise der neuzeitlichen Philosophie, in der die Aporie manifest wird, in die sich das Projekt einer Selbst-Objektivierung des Diskurses notwendig verstrickt, in OdD zusätzlich als Krise der modernen Humanwissenschaften beschrieben. In beiden Büchern präsentiert Foucault seinen eigenen Diskurs als eine Antwort auf diese Krise, nämlich als Versuch, ein kritisches und selbst-reflexives Verhältnis zur gegenwärtigen diskursiven Konstellation einzunehmen, das die Aporie der Selbst-objektivierung des Diskurses vermeidet. Da es sich um eine Krise handelt, die sowohl die Philosophie als auch die Humanwissenschaften betrifft, versteht Foucault sein eigenes intellektuelles Vorhaben als sowohl post-philosophisch als auch als post-humanwissenschaftlich, nämlich so, dass er philosophische Fragen wie die nach dem Subjekt oder dem Status propositionaler Wissensansprüche im Rahmen eines historischen, genauer gesagt archäologischen und später genealogisch-archäologischen, Forschungsprojektes verfolgt. Am Ende der Besprechung werde ich noch genauer auf Foucaults an OdD und DdP anschließende Standortbestimmung seines kritischen Unternehmens eingehen.

3. Die Aporie von Foucaults „*Der Diskurs der Philosophie*“

In den letzten drei Kapiteln von DdP expliziert und rechtfertigt Foucault die Voraussetzungen seiner in den vorausgehenden Kapiteln durchgeführten diskurstheoretischen Untersuchung der (neuzeitlichen) Philosophie. Diese Voraussetzung besteht in einer Konzeption begrifflichen Denkens und objektiver Wahrheitsansprüche, also von propositionalen Wissensansprüchen, derzufolge Denken wesentlich diskursiv existiert, d. h. als Gesamtheit sprachlicher Äußerungen und ihrer materiellen Spuren in einem bestimmten Moment der Entwicklung einer Kultur. Die Seinsweise begrifflichen Denkens und propositionaler Wissensansprüche besteht also in ihrer *Diskursivität* (Foucault 2024: 286). Dabei ist die Diskursivität des Denkens gleichursprünglich mit dem Archiv, d. h. dem System impliziter Normen, die festlegen, wer zu welchem Zeitpunkt unter welchen Umständen zu welchen Aussagen berechtigt ist, welche Aussagen wie aufbewahrt werden müssen oder dürfen sowie die obligatorischen oder zulässigen Weisen ihrer Wiederholung, Transformation und Verknüpfung.

Der Diskurs – d. h. die Gesamtheit der in einem bestimmten historischen Moment formulierten Aussagen und ihre materiellen Spuren – ist permanent im Fluss, da ständig neue Aussagen gemacht und andere gelöscht oder vergessen werden (ebd.: 277 f.). Dementsprechend nähert sich auch jede Diskurs/Archiv-Konstellation dem Punkt an, an dem die sukzessiven Veränderungen des Diskurses die Schwelle überschreiten, ab der das Archiv selbst transformiert wird. So enthält jedes Archiv immer schon das Potential seiner Transformation in ein grundlegend anderes (ebd.: 278 f.). Diese wesentliche Historizität des Archivs bekommt hinsichtlich seiner transzendentalen Funktion eine spezifische Bedeutung. Eine transzendente Funktion hat es insofern, als es die Bedingungen definiert, unter denen etwas – eine mögliche Tatsache, ein Gegenstand oder eine Idee – für

die Teilnehmer:innen des Diskurses kognitiv oder semantisch zugänglich werden kann (ebd.: 285 ff.). Aus ihrer Perspektive hat das Archiv daher den Status eines universalen *Apriori*, d. h. es konstituiert die Bedingungen der Möglichkeit von Wahrheitsansprüchen und Erfahrung und so auch die Bedingung der Möglichkeit von Tatsachen und Gegenständen der Erfahrung überhaupt. Damit schließt es alle jene möglichen Tatsachen und Gegenstände sowie Begriffe und Aussagen vom kognitiven Horizont der Diskursteilnehmer:innen aus, d. h. von dem, was sie formulieren und denken können, das nicht die spezifischen Anforderungen des Archivs erfüllt. So ist ein Archiv wesentlich durch das bestimmt, was Butler sein *konstitutives Außen* nennt (Butler 1993: 3), d. h. durch all jene Formen diskursiver Intelligibilität, die es nicht zulässt (ebd.: 266 f.). Dementsprechend ist sein Status als universales *Apriori* nur das Ergebnis der perspektivischen Verzerrung, der diejenigen unterliegen, deren Diskurs und Denken unter der Herrschaft des betreffenden Archivs stehen. Tatsächlich stellt es aber lediglich ein historisches *Apriori* dar, also ein *Apriori*, das nur für eine besondere historisch kontingente Form diskursiver Praxis gilt (als *historisches Apriori* wird es von Foucault explizit in OdD und AdW charakterisiert-Foucault 1974: 24; Foucault 1973: 183)).

Eine wesentliche Hinsicht, in der das in den letzten Kapiteln von DdP entwickelte Konzept der Diskursivität die vorausgehende Analyse des (neuzeitlichen) philosophischen Diskurses begründet, besteht darin, dass der tiefere Grund für die Aporie ans Licht gebracht wird, in die sich dieser Diskurs unausweichlich verstrickt: Sein Projekt einer Selbstobjektivierung begrifflichen Denkens kollidiert mit seiner wesentlichen Diskursivität. So macht es dieses Projekt erforderlich, dass der gesamte logische Raum des Denkbaren und damit alle Formen möglichen Diskurses totalisiert, also als ein geschlossenes Ganzes erfasst werden. Eine solche Totalisierung ist mit der Diskursivität begrifflichen Denkens deswegen inkompatibel, weil im Diskurs immer nur der kontingent begrenzte Teil des logischen Raums (des Raums möglicher objektiver Wahrheiten) – d. h. des Feldes diskursiver Intelligibilität – kognitiv und epistemisch zugänglich ist, der der Form des den Diskurs prägenden Archivs entspricht.

Im letzten Kapitel von OdD wird diese Kritik am Totalisierungsprojekt der modernen Philosophie und Humanwissenschaften spezifisch im Hinblick auf die Möglichkeit, das historische Feld (insbesondere auch die Geschichte der Philosophie) zu totalisieren, artikuliert, nämlich als die These, dass die Geschichte wesentlich unendlich ist (Foucault 1974: 443 ff.). Diese Aussage ist nicht so zu verstehen, dass die menschliche Geschichte nicht an ein Ende gelangen kann, und dies vermutlich sogar bald tun wird, sondern so: Die Geschichte kann immer nur von einem Standpunkt innerhalb ihrer thematisiert werden, d. h. von einer Position aus, über die die Geschichte potentiell hinausgeht, so dass neue Formen von Diskurs, Subjektivität oder Institutionen entstehen, die bisher in der Geschichte noch nicht aufgetreten sind. Daher ist uns das historische Feld niemals in seiner gesamten potentiellen Ausdehnung kognitiv oder epistemisch zugänglich, sondern immer nur der begrenzte Ausschnitt dieses Feldes, der von unserer zufälligen Position in der Geschichte aus sichtbar ist.

Bei näherer Betrachtung wird nun aber deutlich, dass die Aporie, in die die neuzeitliche

Philosophie deswegen gerät, weil sie mit der Diskursivität begrifflichen Denkens kollidiert, gerade insofern in Zusammenhang mit Foucaults eigenem Diskurs wiederkehrt, als in diesem die wesentliche Diskursivität begrifflichen Denkens behauptet wird. Denn diese Behauptung kann nur als eine transzendente Aussage verstanden werden, d. h. als eine Aussage, die das universale *Apriori* von Erfahrung und begrifflichem Denken artikuliert. So impliziert sie, dass die Bedingung der Möglichkeit der Erfahrung und propositionaler Wahrheitsansprüche, und folglich von Tatsachen und empirischen Gegenständen, darin besteht, dass sie in einem Diskurs gemäß der Regeln des ihm zugrundeliegenden Archivs artikuliert werden können. Gemäß ihres transzendentalen Status können wir diese Aussagen nur dann formulieren und rechtfertigen, wenn wir semantischen und epistemischen Zugang zum gesamten Feld diskursiver Intelligibilität – zur Totalität möglicher Tatsachen und Gegenstände – haben. Doch eine solche totale epistemische und kognitive Perspektive wird durch die fragliche Aussage gerade ausgeschlossen, da ihr zufolge jeder Zugang zur Welt, d. h. zu möglichen Tatsachen, durch das konstitutive Außen des betreffenden Diskurses beschränkt ist. Foucaults Konzeption der Diskursivität begrifflichen Denkens widerspricht sich also insofern selbst, als sie impliziert, dass sie prinzipiell nicht formuliert oder gerechtfertigt werden kann.

Im letzten Kapitel von DdP versucht Foucault, diese Aporie zu überwinden oder sie zumindest zu umgehen. So stellt er ausdrücklich fest, dass die Konzeption der Diskursivität nicht als ein universales *Apriori* zu verstehen ist (Foucault 2024: 287). Vielmehr artikuliert diese Konzeption nur die Weise, wie die Seinsweise begrifflichen Denkens und propositionaler Wahrheitsansprüche durch das Archiv bestimmt ist, das dem postmodernen Diskurs zugrunde liegt, der sich aus der Krise der modernen Philosophie und Humanwissenschaften entwickelt hat. Demnach artikuliert er nur das historische *Apriori* unseres Diskurses und steht auf derselben Ebene wie z. B. die Konzeption begrifflichen Denkens als universales Repräsentationsvermögen, das die Seinsweise begrifflichen Denkens und propositionalen Wissens im Kontext des dem klassischen Diskurs zugrundeliegenden Archivs konstituiert (ebd.: 287 ff.). Tatsächlich wird durch dieses Manöver aber die fragliche Aporie nicht vermieden, sondern tritt gerade besonders deutlich hervor. Wie oben erläutert ist ein historisches *Apriori* eine Konzeption des Verhältnisses begrifflichen Denkens zur Welt, die von den Teilnehmer:innen des betreffenden Diskurses als universales *Apriori* vorausgesetzt werden muss. Folglich läuft Foucaults Manöver am Ende von DdP darauf hinaus, zu zeigen, dass die Selbstanwendung seiner Konzeption der Diskursivität impliziert, dass das in seinem Diskurs vorausgesetzte universale *Apriori* lediglich ein historisches, und damit gerade kein universales, *Apriori* ist.

4. Die Überwindung der Aporie des philosophischen Diskurses in der Kritik der Gegenwart

Das Manuskript von DdP stellt ein fertiges, sorgfältig durchgearbeitetes Buchmanuskript dar. Dennoch hat Foucault sich entschlossen, es nicht zu veröffentlichen. Im Licht der Aporie, zu der die Argumentation dieses Textes, wie gerade dargelegt, führt, liegt es nahe, anzunehmen, dass Foucault diese Entscheidung unter anderem deswegen getroffen hat, weil er diese Aporie schließlich erkannt hat. Diese Vermutung legt eine weitere nahe: Die umfassende Reartikulation seines kritischen, historischen Forschungsprojekts, die Foucault seit Anfang der 1970er Jahre unternommen hat, insbesondere die damit verbundene erneute Reflexion auf den Status seines eigenen Diskurses, ist auch ein Versuch, die Aporie zu vermeiden, die am Ende von DdP zu Tage tritt.

Diese Vermutung muss in folgender Weise modifiziert oder differenziert werden: In den Werken, die Foucault am Ende der 1960er Jahre verfasst hat, skizziert er ein Programm eines selbstreflexiven und selbstkritischen Diskurses, das er bereits in DdP als das Projekt einer *Diagnose der Gegenwart* bestimmt (ebd.: 18). Dieses Programm enthält das Potential, das Paradox der Selbst-Vergegenständlichung des Diskurses zu vermeiden. Wie ich aber gerade in Bezug auf DdP gezeigt habe, expliziert und rechtfertigt er dieses Projekt zunächst in einer Weise, die gerade zu einer Wiederkehr dieses Paradoxes führt. Ab den 1970er Jahren führt er das Programm einer Diagnose der Gegenwart in einer Weise durch, die zum einen durch die genealogische und machtkritische Erweiterung der Perspektive seiner Untersuchung geprägt ist und zum anderen die Wiederkehr der aporetischen Konstellation der empirisch-transzendentalen Dublette in seinem eigenen Diskurs vermeidet. Ich werde nun zunächst die Grundlinien des Projektes einer Diagnose der Gegenwart, wie es in den erwähnten Werken, insbesondere auch in DdP, entworfen wird, nachzeichnen. Dabei mache ich deutlich, wie dieses Projekt die Möglichkeit eröffnet, einen selbstreflexiven Diskurs zu formulieren, der der aporetischen Konstellation einer Selbstobjektivierung des Diskurses entgeht, wie sie am Ende von DdP wiederkehrt.

Dieses Projekt vermeidet die Aporie des philosophischen Diskurses, indem der Anspruch des letzteren, sich von außen in seiner Begrenztheit zu erfassen, durch ein Denken an der Grenze des eigenen Diskurses erfüllt wird. Ein solches Grenzdenken besteht in einer kritischen Aktivität, die gerade dadurch, dass sie die Grenze der bestehenden diskursiven Ordnung in den Blick nimmt, dazu beiträgt, diese Grenze zu verschieben und so diese Ordnung zu transformieren. Diese Aktivität findet also an der jeweiligen historischen Grenze des Diskurses statt, d. h. an dem Punkt, wo er im Begriff ist, eine neue Gestalt anzunehmen. Demnach ist diese kritische Praxis potentiell unendlich, da sie durch das Überschreiten der gegebenen Grenzen des Diskurses diese Grenzen in neuer Gestalt – als Grenze eines neuen Diskurses – wieder auftauchen lässt, so dass als Resultat der Realisierung des kritischen Projektes dieses als auch weiterhin zu realisierendes in Erscheinung tritt.

Foucaults historisches – archäologisches und später genealogisch-archäologisches – Forschungsprojekt fügt sich in dieses Projekt eines Grenzdenkens dadurch ein, dass es

die Form einer Diagnose der Gegenwart hat, d. h. dadurch, dass es darauf zielt, das spezifische historische *Apriori* sichtbar zu machen, das unser Denken, unsere Erfahrung und unser Selbstverhältnis bedingt und begrenzt (Foucault 2007: 185 f.). Dabei kann dieses historische *Apriori* aber nicht direkt zum Gegenstand theoretischer und empirischer Wissensansprüche werden, da sich sonst die Diagnose wieder in die Aporie der empirisch-transzendentalen Dublette verstricken würde. Vielmehr bezieht sie sich auf ihr historisches *Apriori* indirekt, indem sie das historische *Apriori* der unmittelbaren historischen Vorläufer ihres Diskurses beschreibt (Foucault 1974: 444 f.; Foucault 2024: 266 f.). Es geht also um einen indirekt selbstreflexiven Diskurs, der sich selbst durch die minimale Differenz bestimmt, durch die er sich allein insofern von einem anderen Diskurs unterscheidet, als dieser für ihn Objekt wird (Foucault entgeht der Aporie der transzendental-empirischen Dublette also dadurch, dass er das Verhältnis von Subjekt und Objekt auf eine diachrone Ebene projiziert).

Eine strenge Durchführung des gerade skizzierten Programms einer als Grenzdenken operierenden Diagnose der Gegenwart, die Foucault seit den frühen 1970er Jahren in Angriff genommen hat, vermeidet das selbstreferentielle Paradox, in das sich sein archäologisches Projekt in DdP verstrickt. Denn aus diesem Programm ergibt sich folgende zugleich negative und positive Konsequenz. In negativer Hinsicht kann sie folgendermaßen formuliert werden: Es können nur solche Diskurse und Praktiken zum Gegenstand unserer archäologisch-genealogischen Untersuchung werden, zu denen wir zumindest eine minimale historische Distanz haben. Später hat Foucault diese Anforderung als methodisches Prinzip seiner historischen Forschung formuliert. Demnach muss die Frage nach dem epistemischen Status – d. h. dem Status als wahr oder falsch, Wissen oder Nichtwissen – der untersuchten Aussagen ausgeklammert werden, so dass insbesondere die im Zug der Untersuchung erhobenen Wahrheits- und Wissensansprüche nicht selbst zu ihrem Gegenstand gehören können (Foucault 1992: 31 ff.). Diese Beschränkung des Gegenstandsbereichs einer Diagnose der Gegenwart hat folgende positive Seite: Das reflexive Verhältnis zum eigenen Diskurs, das durch diese Diagnose erreicht werden soll, kann nicht die Form theoretischen oder auch nur propositionalen Wissens haben, sondern muss eine Form praktischen Verstehens sein. So hat Foucault im Zuge seiner ‚ethischen Wende‘ ab Ende der 1970er Jahre versucht, die einschlägige Form praktischen Verstehens näher zu bestimmen, nämlich als eine Praxis, durch die sich das Individuum als Subjekt im Verhältnis zu den strukturellen Zwängen konstituiert, die im gegebenen historischen Moment unsere Erfahrung, unser Denken und unsere Form der Subjektivität bestimmen und begrenzen (Foucault 2007: 185 f.). Diese ethische und kritische Praxis soll dabei in Übereinstimmung mit der Idee eines Grenzdenkens zugleich dazu beitragen, diese Zwänge zumindest partiell zu überwinden.

Literatur

Butler, Judith, 1993: *Bodies that Matter*, New York/London.

Foucault, Michel, 1973: *Archäologie des Wissens*, Frankfurt (Main).

Foucault, Michel, 1974: *Ordnung der Dinge*, Frankfurt (Main).

Foucault, Michel, 1992: *Was ist Kritik?* Berlin.

Foucault, Michel, 2007: *Was ist Aufklärung?* In: Ders., *Ästhetik der Existenz*, Frankfurt (Main), 171–191.

Foucault, Michel, 2024: *Der Diskurs der Philosophie*, Berlin.